

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 72 (2016)
Heft: 1

Artikel: Richtiges und gutes Deutsch : die sprachpflegerische Tätigkeit der Dudenredaktion und der Zustand der deutschen Sprache
Autor: Scholze-Stubenrecht, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-676368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Richtiges und gutes Deutsch

Die sprachpflegerische Tätigkeit der Dudenredaktion und der Zustand der deutschen Sprache

Von Werner Scholze-Stubenrecht¹

Was ist eigentlich richtiges und gutes Deutsch? Die Meinungen können im Einzelnen bei dieser Frage weit auseinandergehen, aber wer Deutsch lernen, lehren oder korrigieren will oder muss, braucht eine Vorstellung davon, was als kodifizierter Standard anzusehen ist, auf dessen Grundlage über richtig oder falsch, gut oder schlecht entschieden werden kann.

Allen Sprachlernenden werden solche Normen vermittelt, zum Beispiel von den Eltern, die dem Kind sagen, dass es «ich bin gelaufen» und nicht «ich habe gelaufen» heisst, wenn es sich hier im Bemühen, bestimmte Analogien zu erkennen und anzuwenden, fälschlich an «ich habe gekauft» orientiert hat. Oder von der Deutschlehrerin, die darauf achtet, dass Schülerinnen und Schüler bei einer mündlichen oder schriftlichen Erzählung nicht jeden zweiten Satz mit «und dann» einleiten, sondern die Möglichkeit des Wechsels mit «anschliessend, darauf, danach, hinterher, später, schliesslich» usw. kennenlernen und nutzen.

Was so teilweise explizit, vielfach aber auch implizit durch meist unbewusste Nachahmung an Kenntnis der sprachlichen Normen und Regeln erworben wurde, wird in der Regel lange ohne Einschränkung als gut und richtig angesehen. Da Sprache sich aber ständig wandelt und auch in der jeweiligen Gegenwart niemals ein ganz einheitliches Medium ist, ist die Begegnung vieler Menschen mit Unsicherheiten und Konflikten unvermeidlich. Als Schiedsrichter oder Erklärungsinstanz wird seit etwa hundert Jahren die Dudenredaktion angesehen, die auf dem Gebiet der Rechtschreibung seit jeher die amtlichen Vor-

¹ Dr. phil. Werner Scholze-Stubenrecht war von 1975 bis 2015 als Redakteur und Projektleiter in der Dudenredaktion tätig.

gaben in ihren Wörterbüchern verbreitet und die Regelungen für die verschiedenen Einzelfälle anwendet. Die Amtlichkeit betrifft notabene nur die Schreibung der Wörter, die ungefähr seit 1901 von den Kultusbehörden der Schweiz, Österreichs und Deutschlands für den Unterricht in Schulen verbindlich festgelegt sind. Daher können Aussagen wie «Katze ist richtig, Kазze ist falsch» im Allgemeinen als zutreffend angesehen werden. Was aber ist die Grundlage für die Beantwortung der Frage, ob das zweite Partizip von «winken» richtig «gewinkt» oder «gewunken» heisst?

Grammatik – fest, aber nicht unbeweglich

Sprachgeschichtlich gesehen geht die starke Beugung der Verben zurück; jüngere Zeitwörter wie «turnen» oder heute neu gebildete wie «bloggen» werden immer schwach flektiert. Die Linguisten erkennen hierin einen über die Jahrhunderte wirksamen Trend zur Vereinfachung und Vereinheitlichung.

Vielleicht fällt es Sprachpflegern deshalb besonders schwer, im Einzelfall die umgekehrte Entwicklung zu akzeptieren. Schon im ersten Rechtschreibwörterbuch von Konrad Duden, im Jahr 1880, ist bei dem Eintrag «winken» das Partizip «gewinkt» angegeben, was sonst in diesem Wörterbuch bei schwachen Verben nicht explizit gezeigt wird. Es handelte sich offensichtlich bereits damals um einen Zweifelsfall, bei dem die Menschen unsicher waren, ob es denn «gewinkt» oder «gewunken» heissen muss.

Trotz relativ eindeutiger Festlegung in Wörterbüchern und Grammatiken auf «gewinkt» über Jahrzehnte hinweg ist unverkennbar: Die starke Form «gewunken» hat sich mittlerweile so verbreitet, dass sie auch in wohlredigierten Texten zu finden ist. In der «Süddeutschen Zeitung» hat der Journalist und Schriftsteller Axel Hacke, von einer Leserin wegen des Gebrauchs von «gewunken» gerügt, die starke Beugung ausdrücklich verteidigt: «... ich persönlich finde «gewunken» um einiges schöner als «gewinkt», das ... ein bisschen kindisch klingt, so wie wenn ein Knabe, der mit dem Sprechen gerade erst begonnen

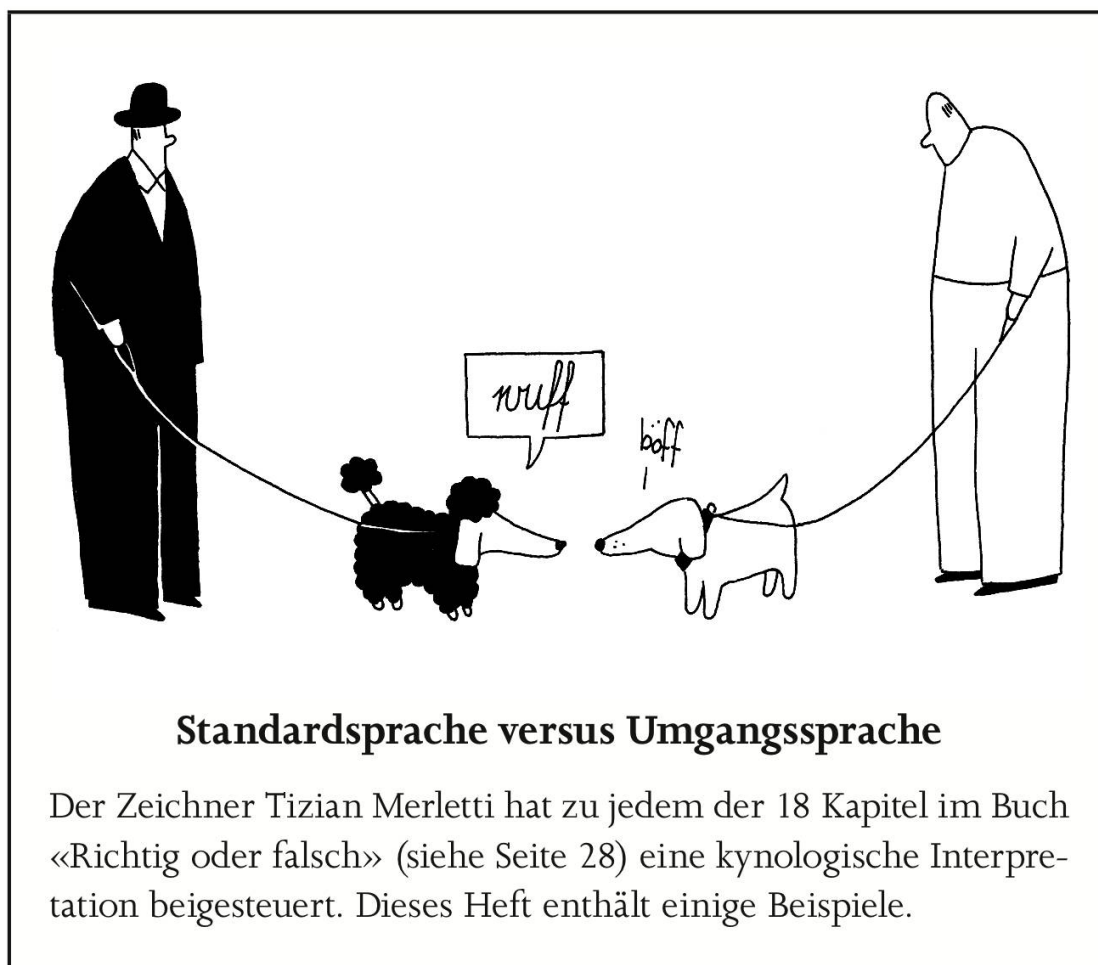
hat, sagt, er habe etwas <geschreibt>> (Axel Hacke, «Süddeutsche Zeitung», 19. 11. 2004).

Vor allem bei dem oft etwas umgangssprachlich gefärbten «durchwinken» (z. B. «ein Gesetz im Parlament durchwinken») gerät die schwache Beugung mittlerweile ins Hintertreffen. Im Dudenkorpus, einer umfassenden elektronisch aufbereiteten Sammlung von überwiegend durchaus redigierten Texten, ist «durchgewunken» etwa doppelt so häufig belegt wie «durchgewinkt».

Warum scheuen sich im Gegensatz zu den Sprachpflegern viele Sprachwissenschaftler nicht, diese Form in ihren Grammatiken heute als gleichberechtigt neben der bislang allein sanktionierten schwachen Flexion anzuerkennen? Sie stützen sich auf die Beobachtung, dass die oben beschriebene Tendenz von der starken zur schwachen Beugung auch in der Vergangenheit nicht ohne Ausnahme geblieben ist.

Ein Gegenbeispiel zum allgemeinen Trend ist das Verb «preisen» im Sinne von «loben», das wir heute als starkes Verb verwenden: «Der Herr sei gepriesen!». Im 18. Jahrhundert war das nicht der Fall – so heisst eine Kantate von Johann Sebastian Bach (BWV 41): «Jesu, nun sei gepreiset».

Ein für «gewinkt» oft angeführtes Argument der Kritiker lautet, wenn wir «gewunken» als Partizip verwendeten, müssten wir auch die einfache Vergangenheitsform «wank» statt «winkte» benutzen – analog zu «trinken, trank, getrunken». So argumentiert etwa Bastian Sick («Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod») in einer seiner Zwiebel-fisch-Glossen. Aber auch für eine solche Mischform der Flexion gibt es ein längst allgemein akzeptiertes Beispiel: Neben dem kaum noch gebräuchlichen schwachen Partizip «gesalzt» ist es heute viel üblicher, «gesalzen» zu sagen (zum Beispiel in «gesalzene Preise»). Die dazu passende Vergangenheitsform wäre – nach dem Muster von «tragen, trug, getragen» – die Form «sulz» statt «salzte». (Nicht ganz abwegig, wenn man an das verwandte Wort «Sülze» denkt, aber eben nicht sprachüblich.)



Solche Befunde sind für die Sprachwissenschaft Grund genug, nicht alles zu verdammen, was dem Haupttrend der sprachlichen Entwicklung zu widersprechen scheint. Ausnahmen bestätigen die Regeln.

Den Tatsachen Rechnung tragen

Den sprachlichen Wandel zu beobachten und ohne vorauseilenden Gehorsam in Werken wie etwa dem Dudenband «Richtiges und gutes Deutsch», der Dudengrammatik und nicht zuletzt auch in den Dudenwörterbüchern zu dokumentieren, ist eine Aufgabe, der sich die Dudenredaktion seit Jahrzehnten verantwortungsbewusst zu widmen versucht. So wird «gewunken» mittlerweile auch von uns nicht mehr streng als Fehler, sondern als akzeptable Nebenform gewertet. Dass seit 1880 mehr als hundert Jahre lang bei uns nur «gewinkt» zugelassen war, hat offensichtlich gegen die Entwicklung nicht viel ausrichten können. Es ist an der Zeit, den Tatsachen Rechnung zu tragen.

Wie es dazu kommt, dass die Sprache sich gegen allzu enge, lückenlose und konsequente Systematisierung zu sträuben scheint, ist schwer zu sagen. Sicher spielt ihre Komplexität insgesamt eine Rolle: Wir wissen, dass es Widersprüchliches, Unlogisches gibt, das trotzdem «richtig», weil allgemein anerkannt ist. Und niemand hat ein Interesse daran, historisch Gewachsenes konsequent aufzuräumen.

Streng genommen liessen sich alle starken und unregelmässigen Verbformen abschaffen. Wenn wir heute «bellen, bellte, gebellt» statt wie früher «bellen, boll, gebollen» sagen können, warum sollte nicht auch irgendwann «laufen, laufte, gelaufte» möglich sein? Einzelne Übergangsfälle gibt es bereits: bei «glimmen» steht «glimmte, geglimmt» schon heute gleichberechtigt neben «glomm, geglommen». Eine entsprechende Umstellung auf einen Schlag aber würde derart auffällig ins tägliche Sprachgeschehen eingreifen, dass sie keine Chance auf Akzeptanz hätte. Aber nur wenn eine möglichst grosse Zahl von Sprachteilhabern eine möglichst grosse Zahl von Regelungen akzeptiert, kann eine moderne Kommunikation weitgehend reibungslos funktionieren.

Einheitlichkeit als Ziel

Für die deutsche Sprache, die erst relativ spät verschriftlicht wurde, zeigen die frühen Dokumente zunächst einmal eine aus heutiger Sicht vielleicht ziemlich überraschende Vielfalt, wo wir eher an Eindeutiges gewöhnt sind. Im «Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache» finden sich aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die folgenden Formen eines Wortes, das heute nur als «haben» in der deutschen Standardsprache existiert:

haben: haben, hauen, haven, hawen, habben, habin, hauin, habn, hab'n, habein, habm, habent, habe, heben, hebbin, han, hane, hain, hayn, hen

Dass sich aus zwanzig verschiedenen, erkennbar auch dialektgeprägten Formen später eine allgemein und überregional verwendbare entwickelt hat, lässt eine Richtung der sprachlichen Entwicklung

deutlich werden: Standardisierung. Wenn man so will, eine Folge früher Globalisierung, denn sie wurde umso notwendiger, je umfassender die Kommunikationsmöglichkeiten über die engeren regionalen Grenzen hinweg wurden. Wer am Bodensee schrieb, wollte auch in Mainz und Köln und an möglichst vielen anderen Orten gelesen und verstanden werden.

Voraussetzung für Standardisierung ist eine möglichst wenig variierte Verbreitung von Vorbildlichem. Und das wurde durch die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern ausserordentlich gefördert. Besonders die sehr gefragte Textsorte Bibel spielte spätestens seit Luthers Übertragung ins Deutsche hier mit Sicherheit eine bedeutende Rolle. Ein zweiter Aspekt ist neben der Standardisierung durch weitere Verbreitung wohl ebenso von Bedeutung für die Sprachentwicklung: das Bedürfnis der Menschen nach Bildung und gesellschaftlichem Aufstieg.

Lingua franca für ganz Europa war im Mittelalter das Lateinische, das bis ins 18. Jahrhundert und länger die Gelehrtensprache blieb und zusammen mit dem Altgriechischen seit dem 14. Jahrhundert über das sich langsam entwickelnde gebildete Bürgertum mit einer Vielzahl von Vokabeln das Deutsche beeinflusste. Während die Übernahmen aus römischer Zeit wie «Fenster» (*fenestrum*) oder «Ziegel» (*tegulum*) kaum noch als fremde Wörter erkannt oder empfunden wurden, kamen jetzt Bezeichnungen wie «Student» (*studens*), «Zensur» (*cen-sura*), «Grammatik» (*ars grammatica*) und viele andere ins Deutsche.

Als nach dem Dreissigjährigen Krieg dann auch das Französische einen starken Einfluss ausübte – es wurde die Sprache der obersten Gesellschaftsschicht, des Adels und der Hofleute –, ergaben sich weitere externe sprachliche Einflüsse auf die deutsche Sprache: «Tante» (*tante*) und «Onkel» (*oncle*) verdrängten allmählich «Muhme» und «Oheim», und zahlreiche andere Wörter französischen Ursprungs behaupteten sich, teils in assimilierter Form wie «rasieren» (*raser*) oder «Puder» (*poudre*), teils aber auch ihre Ausgangsform weitgehend beibehaltend wie «Toilette» oder «Parfum».

Während also einerseits durch die Ausbreitung der gedruckten Texte in der deutschen Sprache von den regionalen Ausprägungen ausgehend allmählich eine sich mehr oder weniger vereinheitlichende Schriftsprache entstand, war der Wortschatz des Deutschen andererseits bis zu einem gewissen Grad einer spürbaren Durchmischung mit Elementen anderer Sprachen ausgesetzt, die bis heute anhält. Bemerkenswert ist dabei, dass der grammatische Bau insgesamt an den Veränderungen der Sprache und der Kommunikation einen kaum auffälligen Anteil hatte. Was sich eindeutig am stärksten und augenfälligsten und viel stärker als der Satzbau verändert hat, ist die Orthografie.

Sprachlenkung und gesellschaftlicher Wandel

Wir haben die aufgeregten Debatten um die Rechtschreibreform noch ganz gut in Erinnerung, wo viele der Argumente, die sich auf vermeintliche sprachsystematische Gegebenheiten beriefen, bei genauerer Betrachtung doch eher darauf hinausliefen, dass das Gewohnte eben immer viel leichter als das Richtige und Angemessene anerkannt werden kann als das Neue. Und wer die gegebene Komplexität einigermaßen beherrscht oder zu beherrschen glaubt, dem ist Vereinfachung kein dringendes Bedürfnis, bei dem ist die Befürchtung, etwas Wesentliches zu verlieren, dagegen gross. Konservativität bedeutet immer auch Kontinuität, und diese ist gerade in hoch individualisierten und spezialisierten Gesellschaftsstrukturen unabdingbar.

Ebenso ist es aber auch ein Kennzeichen der hoch individualisierten und spezialisierten Gesellschaftsstrukturen, dass sie aus eigener Kraft Flexibilität entwickeln. Für die Sprache heisst das unter anderem, dass Dinge, die benannt werden müssen, auch relativ bald eine Bezeichnung bekommen und dass sprachliche Zeichen, ob es nun einzelne Wörter sind oder aus mehreren Wörtern bestehende Redewendungen, immer wieder ihrem kommunikativen Kontext angepasst werden.

Dies geschieht gemeinhin ohne allzu viel erkennbare Lenkung von staatlichen oder sonstigen Autoritäten, wenn wir von der jüngsten Rechtschreibreform einmal absehen. Es gibt keine gesetzlich vorge-



schriebene Grammatik des Deutschen, und ob wir lieber «Fahrstuhl», «Lift» oder «Aufzug» sagen oder mal das eine und mal das andere Wort verwenden, steht normalerweise in unserem Belieben.

Im Einzelfall jedoch greifen Institutionen durchaus in die Sprachverwendung ein. Da finden wir terminologische Festlegungen, etwa durch das Deutsche Institut für Normung, das die Bezeichnung «Schraubenzieher» im technischen Bereich für ungeeignet befand und durch «Schraubendreher» ersetzt hat. Wer früher «Lehrling» war, ist in der Bundesrepublik Deutschland seit 1971 offiziell ein «Auszubildender» oder eine «Auszubildende». Die Schreibung des Wortes «Waa-ge» (für ein Gerät zum Wiegen) mit Doppel-a wurde 1927 durch eine

Verfügung des Reichsministers des Inneren in Deutschland zur orthografischen Norm – seit 1902 hatte die Schreibung mit nur einem a für die Schulorthografie gegolten.

Ein weites Feld sind in diesem Zusammenhang die Bemühungen um eine politisch korrekte Sprache, die im Einzelfall kontrovers diskutiert werden, aber ihren Einfluss auf den Sprachgebrauch durchaus haben. Kaum ein Politiker spricht in der Öffentlichkeit heute noch nur von «Bürgern» oder «Wählern» – es sind nach einigen Jahrzehnten angestrebter Bemühungen um eine geschlechtergerechte deutsche Sprache fast immer «Bürgerinnen und Bürger» oder «Wählerinnen und Wähler».

Unabhängig von solchen punktuellen Eingriffen mag die geschichtlich allmählich fortschreitende allgemeine Demokratisierung der Gesellschaft in den verschiedensten, nicht nur politischen Bereichen mit ein Grund dafür sein, dass sich auch eingefahrene Sprachmuster nach und nach verändern.

Sprache ist nicht gleich Sprache

Der Abbau von Autorität wird wohl zu einer generellen Aufwertung des Alltäglichen und das heisst, bezogen auf die Sprache, des Umgangssprachlichen bis hin zum saloppen Sprachgebrauch der Kneipenunterhaltung beigetragen haben. In allen traditionellen Massenmedien (Literatur, Film, Fernsehen) und im Internet-Blog erst recht spiegelt sich am augenfälligsten wider, was auch in anderen Bereichen in den letzten Jahrzehnten zu beobachten war: In der gutbürgerlich geprägten Öffentlichkeit tabuisierte sprachliche Ausdrücke werden zwar in der Regel nicht so ganz salonfähig, sind jedoch heute viel weniger skandalisiert als früher.

Inzwischen wird in Literatur, Film- und Fernsehen bei allen Themen, die in einem entsprechenden Milieu spielen, auch die dort im wirklichen Leben anzutreffende Sprache dargestellt. Entscheidend ist meines Erachtens, dass die Grenzen der Sprachebenen trotz allem

recht stabil sind. Was in bestimmten Talkshows und ähnlichen, am unteren Rand des Peinlichkeitsniveaus angesiedelten Sendungen gang und gäbe ist, bleibt bei den seriösen Sendungen weitestgehend auf die genannten Milieudarstellungen beschränkt.

Das ist ein wichtiger Punkt, wenn von der Veränderung von Sprache und Kommunikation die Rede ist. Es gibt nicht «die» Sprache, sondern unterschiedliche Sprachbereiche mit ganz unterschiedlichen Sprachcharakteristika. Die explosionsartige Erweiterung unserer kommunikativen Möglichkeiten hat lediglich dazu geführt, dass die verschiedenen Bereiche immer leichter aufeinandertreffen, dass wir unendlich viel mehr von dem mitbekommen, was uns früher nur gelegentlich begegnete.

Sprachkritik und Sprachpflege

Eine allzu schnelle Gleichsetzung des Sprachgebrauchs in bestimmten Situationen, Bereichen und Kontexten mit «der Sprache» an sich ist nach meiner Beobachtung kennzeichnend für viele Vertreter der Sprachkritik. So beschrieb Wolf Schneider, Publizist und langjähriger Leiter der Hamburger Journalistenschule, in der «Zeit»-Serie «Ich habe einen Traum» zunächst anhand der üblichen, leicht zu findenden Beispiele stilistischer Unschönheiten im sprachlichen Alltag, wie arg es um die deutsche Gegenwartssprache bestellt sei, und stellte dem seine Träume gegenüber, etwa den folgenden:

«Also träume ich lieber. Vom Duden zum Beispiel: dass er das Herz haben möge, wieder das Richtige zu registrieren und nicht das Übliche. Denn die ihn benutzen, suchen das Richtige; indem sie aber stattdessen das Übliche finden, setzen sie, Arm in Arm mit der Duden-Redaktion, eine Abwärtsspirale in Gang.»²

Wenn das Übliche nicht das Richtige ist, dann fragt man sich natürlich, wo das Richtige zu finden sein soll. In Wolf Schneiders Artikel

2 «Die Zeit» 4. 5. 2005; www.zeit.de/2005/19/Traum_2fWolf_Schneider_19 (Dies ist auch die Quelle für das im «Sprachspiegel» 6/2015 auf Seite 161 angeführte Zitat. Anm. d. Red.)

wird es anhand einiger Beispiele gezeigt. Er zitiert seiner Ansicht nach besonders gelungene Äusserungen etwa von Rosa Luxemburg («Die Dividenden steigen – und die Proletarier fallen»), bezogen auf die Profite der Rüstungsindustrie im Ersten Weltkrieg) oder von Schriftstellern wie zum Beispiel Heinrich Heine («Der Knecht singt gern ein Freiheitslied des Abends in der Schänke: Das fördert die Verdauungskraft und würzt die Getränke»). Das sind in Wolf Schneiders Diktion «Monumente grosser Sprache», «gemeisselte» Sätze oder «zu Feuerkugeln geballte Wörter», die «vibrierende Stimmung» schaffen können.

Es sind, etwas nüchterner gesagt, mehr oder weniger literarische Äusserungen, die ihn begeistern – und diese Freude an der gelungenen sprachlichen Formulierung kann ich nur teilen. Aber was hat die Literatur, was hat die politische Rhetorik, wenn sie denn einmal gut gelingt, mit dem zu tun, was ein Fussballspieler am Ende eines Pokalendspiels physisch und emotional völlig erschöpft in das ihm vor die Nase gehaltene Mikrofon stammelt? Ist Wolf Schneiders Diktum «Es geht bergab mit der Sprache, machen wir uns nichts vor» damit begründbar, dass man lyrische und andere sprachschöpferische Einzelstücke der Vergangenheit mit dem konfrontiert, was sich in der heutigen Alltagskommunikation (schon allein aufgrund ihrer massenhaften Fixierung und Verbreitung in der Medienwelt des 21. Jahrhunderts) zugegebenermassen in beliebiger Menge an Trivialitäten, Klischees, Jargonausdrücken, Gestelztheiten usw. auffinden lässt?

Seit Jahrhunderten wird der deutschen Sprache der Untergang, zumindest aber die totale Verlotterung vorausgesagt – und dennoch hat sich mit den Werken von Heinrich Böll, Günter Grass, Elfriede Jelinek und Herta Müller die deutschsprachige Literatur auch in jüngerer Zeit als nobelpreiswürdig erwiesen. Ich glaube nicht, dass das in einer völlig heruntergekommenen Sprache möglich gewesen wäre.

Und glaubt jemand im Ernst, dass es nicht auch in früheren Zeiten eine breite Palette von grammatischen und sonstigen Verstössen gegen die standardsprachliche Norm in der Alltagssprache gegeben hat? Vergessen wir doch nicht, dass in der oft verklärten Zeit der deut-

schen Klassik, als also Goethe, Schiller, Lessing, Kleist wirkten, noch schätzungsweise die Hälfte der deutschsprachigen Bevölkerung aus Analphabeten bestand. Was damals Deutsch in einem weiteren Sinne war, wissen wir gar nicht genau, aber es kann sicher nicht allein aus den Texten der literarischen Elite abgeleitet werden.

Wolf Schneiders Duden-Schelte wegen mangelnder Standhaftigkeit und Strenge hat übrigens auch ihren Gegenpart. Hans Magnus Enzensberger hatte einige Jahre früher (ebenfalls in der «Zeit», in einem Artikel mit dem Titel «Unsere Landessprache und ihre Leibwächter») das Folgende geschrieben:

«Denn die Herren, die unserer Sprache da so eifertig beispringen, als wäre sie eine altersschwache Patientin: diese muskulösen Pfleger machen sich ja nicht erst seit gestern an ihrem Rocksaum zu schaffen. Und heute wie damals bleiben ihnen nachhaltige Erfolge versagt – glücklicherweise, möchte ich meinen, wenn ich bedenke, was diese Apostel des guten, wahren und richtigen Deutsch sich schon alles geleistet haben an Dünkel, Verbohrtheit und Besserwisserei, allen voran der Herr Dr. Konrad Duden selig, der unserer Sprache, die ja wohl kaum die seine war, schon vor hundert Jahren mit seinen hageren Schulmeister-Ellbogen zu nahe getreten ist. Da ist der Herr Doktor freilich an die Unrechte geraten. Die Sprache ist nämlich immer lebendiger und jünger als ihre arthritischen Leibwächter.»³

Am meisten beeindruckt hat mich an dieser sehr anschaulichen Auslassung, wie quasi in einem Atemzug aus «muskulösen Pflegern», die ich mir recht gesund vorstelle, doch eher kränkliche «arthritische Leibwächter» werden können.

Wir Pfleger und Leibwächter in der Dudenredaktion bemühen uns sehr darum, über sprachliche Entwicklungen möglichst sachlich und den modernen Kommunikationsbedürfnissen entsprechend zu informieren. Wir halten am Standard in der Regel so lange fest, bis dieser keine rechte Verankerung mehr in der sprachlichen Realität hat. Wir

3 «Die Zeit», 24. 8. 1979; www.zeit.de/1979/35/unsere-landessprache-und-ihre-leibwaechter

berichten über das Neue, ohne es gleich grundsätzlich zu bewerten, aber wir warnen generell vor unüberlegter Sprachverwendung, die die gesellschaftlichen, kommunikationsspezifischen Gegebenheiten nicht beachtet und deshalb anstößig wird oder werden kann.

Ein Beispiel für diese Art der Sprachpflege sei aus dem Dudenband 9, «Richtiges und gutes Deutsch», zitiert. Es geht um die Frage der Wortstellung nach einem mit «weil» eingeleiteten Nebensatz:

«Mit der Konjunktion *weil* werden Nebensätze eingeleitet, das Verb [...] steht am Ende: *Sie kann nicht mitkommen, weil sie keine Zeit hat*. In der gesprochenen Sprache kommt *weil* jedoch auch in Sätzen mit dem finiten Verb nach dem ersten Satzglied wie im Aussagehauptsatz (*weil sie hat keine Zeit*) [...] vor. [...] jedoch gilt dieser Gebrauch in der Standardsprache als nicht korrekt.»

An anderen Stellen, etwa beim Abschnitt über den Konjunktiv, kann es auch sein, dass der Duden, gestützt auf sprachwissenschaftliche Untersuchungen, nicht mehr so eindeutig mit den Sprachkritikern übereinstimmt. Die strenge Ablehnung der Konjunktivbildung mit «würde», die mir in meiner Schulzeit noch vermittelt wurde, ist bei differenzierter Betrachtung heute in mehrerlei Hinsicht zu relativieren. Allerdings gilt auch hier keineswegs Beliebigkeit, sondern der Befund lautet: «Unter bestimmten Bedingungen hat sich die Verwendung von *würde* + Infinitiv [...] auch in der geschriebenen Standardsprache durchgesetzt und ist allgemein akzeptiert.» Wohlgemerkt: «unter bestimmten Bedingungen», die dann näher erläutert werden.

Vielfalt, aber nicht Beliebigkeit des Ausdrucks

Nach allem, was ich in meinen nunmehr vierzig Berufsjahren über die deutsche Sprache gelernt und mit ihr erlebt habe, zeichnet sie sich durch eine erfreuliche Robustheit aus. Während Sprachkritiker, vor allem diejenigen, die keine Sprachwissenschaftler sind, dazu neigen, von Verfall und Niedergang der Sprache zu reden, herrscht bei den meisten Linguisten die gegenteilige Meinung vor: Noch nie war die deutsche Sprache in einem besseren Zustand als heute, befindet bei-

spielsweise Professor Peter Eisenberg, angesehener Grammatiker und Mitglied der Akademie für Sprache und Dichtung, und er bezieht sich dabei auf die Vielzahl der Ausdrucksmöglichkeiten, die sich nach rund 1200 Jahren Sprachgeschichte entwickelt haben und sicher auch noch weiter entwickeln werden.

Die Vielheit ermöglicht Differenzierung, und deshalb ist allen Versuchen der künstlichen Reduzierung unserer sprachlichen Mittel, zu denen auch die Fremd- und Fachwörter gehören und zu denen auch die Sondersprachen und die verschiedenen stilistischen Ebenen zu zählen sind, nach meiner Auffassung mit Vorsicht oder Skepsis zu begegnen.

Das bedeutet keineswegs, wie immer wieder unterstellt wird, absolute Beliebigkeit, ständige unkritische Absegnung der gern so genannten sprachlichen Modetorheiten. Gerade die grosse Zahl der Möglichkeiten verlangt aufmerksamen und sorgsamem Umgang mit den gegebenen Mitteln. Man sollte die Möglichkeiten kennen, ihre Verwendung aber auf die jeweilige Kommunikationssituation möglichst angemessen abstimmen. Diese Fähigkeit zu vermitteln, sind nicht nur die Deutschlehrer und Deutschlehrerinnen aufgerufen, sondern alle, die sprachliche Kenntnisse und Fähigkeiten an andere weitergeben, seien es die eigenen Kinder oder Auszubildende.

Solange wir sowohl mit sprachlichen Defiziten als auch mit dadurch und durch den Sprachwandel verursachten Unsicherheiten leben müssen, werden die Sprachkritiker deren Auswirkungen anprangern, werden die Linguisten versuchen, die Ursachen zu verstehen, sowie über Notwendigkeit und Strategien der Abhilfe nachdenken – und so lange wird die Dudenredaktion sich um eine so umfassende, informative und allgemein verständliche Darstellung der Sprache und ihrer geltenden Normen bemühen wie irgend möglich.

Die Lebendigkeit der Sprache und ihre grundsätzliche Veränderbarkeit stehen nicht zu Disposition.